

Das eigensinnige Kind

Es war einmal ein Kind eigensinnig, und that nicht was seine Mutter haben wollte. Darum hatte der liebe Gott kein Wohlgefallen an ihm und ließ es krank werden, und kein Arzt konnte ihm helfen, und in kurzem lag es auf dem Todtenbettchen. Als es nun ins Grab versenkt und Erde über es hingedeckt war, so kam auf einmal sein Ärmchen wieder hervor und reichte in die Höhe, und wenn sie es hineinlegten und frische Erde darüber thaten, so half das nicht, und das Ärmchen kam immer wieder heraus. Da mußte die Mutter selbst zum Grabe gehen und mit der Ruthe aufs Ärmchen schlagen, und wie sie das gethan hatte, zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde.

Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm. Zweiter Band. Fünfte, stark vermehrte und verbesserte Ausgabe, Göttingen 1843, München 1993, 184.

Über Lebende und Tote

In einem kleinen Detail ähnelt das Märchen vom eigensinnigen Kind einer klassischen Gespenstergeschichte. Da schickt sich jemand an, sein Grab zu verlassen und als Gespenst unter den Lebenden zu wandeln. Umgekehrt bedeutet das: Der- oder diejenige ist nicht richtig gestorben. Das Band zwischen ihm*ihr und den Überlebenden ist nicht zerrissen; es besteht fort und holt die Toten aus dem Grab heraus wieder zurück ins Leben – ins zweite, scheinhafte Leben der Untoten, die uns halluzinativ umgeistern.

In dem Text »Trauer und Melancholie« gibt Freud eine Erklärung für dieses Phänomen. Was die Toten aus der Erde zieht, sodass sie die Lebenden heimsuchen, seien Schuldgefühle. Im Unterschied zur normalen Trauer, die sich irgendwann, durch die von Freud erstmals so genannte *Trauerarbeit* von ihnen befreien könne, verharre die Melancholie im Schuldverhältnis gegenüber den Toten und gebäre daraus die untoten Ungeheuer. Die Geister beruhen aber, so Freud weiter, auf Projektion. Es sind zuletzt die eigenen, unterdrückten Aggressionen den Toten gegenüber, die als aggressive Bedrohung der Toten den Lebenden gegenüber erscheinen.

Von Schuldgefühl ist in unserem Märchen freilich nicht die Rede. Wir müssen es annehmen. Und es ist auch nur verstümmelt. Das Kind erscheint nicht als Ganzes, mehr als das Ärmchen kommt nicht heraus aus dem Grabe. Und noch dieser Anflug muss unterdrückt und gewaltsam niedergeschlagen werden. Die Mutter, die mit der Rute aufs Ärmchen schlägt, drängt mit aller ihr zur Verfügung stehenden Macht ihr eigenes Schuldgefühl zurück.

Wahrscheinlich ist die Gefahr, von den eigenen Schuldgefühlen überwältigt zu werden, nirgends so groß wie beim Tod des eigenen Kindes. Und gerade dann, wenn das Verhältnis problematisch war und von aggressiven Momenten durchsetzt gewesen ist, ist die Gefahr am allergrößten.

Gilt dies auch für die vormoderne Situation, in der die identifikatorische Bindung an die Kinder (durch ihre Zahl, die hohe Kindersterb-

lichkeit und die Berufung auf den lieben Gott, der gibt und nimmt und auf den man im Zweifelsfall alles schieben konnte) schwächer war? Dass die Mutter auf alles schlagen muss, was aus dem Grab des Kindes in der Erinnerung hochdrängt, ist ein Indiz dafür. Der Tod des Kindes, die Schuldgefühle, die es wieder und wieder aus dem Grab zerran, sie sind offenbar auch unter anderen historischen und kulturellen Bedingungen bedrohlich.

So muss die Mutter ihr eigenes Schuldgefühl und mit ihm die letzten Lebensäußerungen des Kindes in ihrer Erinnerung beseitigen. Im Rahmen des Märchens muss sie so handeln. Zu warten, bis irgendwann das ganze Kind wieder herauskommt, ist offenbar keine Option.

Sind weniger gewaltsame Formen der Trauerarbeit denkbar? Könnte vielleicht ein Grabstein gesetzt oder ein Bäumchen gepflanzt werden, in denen die aufragende Hand sich verlängert, zugleich festgehalten und gebändigt wird? [we]

Präsozial

Es gibt in diesem Märchen keine Differenz zwischen Familie und Gesellschaft. Sie stehen füreinander ein. Ihrer Substanz und funktionalen Ausrichtung nach sind sie ununterscheidbar. So fehlt etwa die funktionale Ausdifferenzierung, auf der Hegel seine Antigone-Interpretation aufgebaut hat: Im Leben gehört der Mensch-Mann dem Staat, im Tod der Familie; im Staat stellt sich das gesellschaftliche Verhältnis, in der Familie das Naturverhältnis des Menschen dar; der Staat nehme den Menschen hinsichtlich seiner Bedeutung und Funktion für das Allgemeine, die Familie als einzigartiges und unverwechselbares Individuum. All das und ähnliche Unterscheidungen, durch die eine Gesellschaft als in sich gegliederter Organismus besteht, werden in unserem Märchen nicht erwähnt. Sein sozialer Raum ist primitiv und homogen. Es gibt nur »die da oben« (die Mutter, der liebe Gott, die anderen Mitglieder der Gesellschaft) und

das eigensinnige Wesen da unten, das zum Verschwinden gebracht wird. Deswegen ist die Analyse des »Kippbildes«, also des perspektivischen Hin- und Herkippen zwischen Mutter und Gesellschaft, auch wieder müßig. Sie geht von einer Differenz aus, die dem Namen, nicht aber der Sache nach besteht.

Aber es ist beschönigend, diesen Zustand präsozial zu nennen. Denn die regressive Aufhebung der Differenz zwischen privat und öffentlich, Familie und Staat gehört zur Agenda linker und rechter Wahnvorstellungen im 20. Jahrhundert. Gesellschaft total, eine vom Größten bis zum Kleinsten durchlaufende Homologie, dieselbe gleichsam kristalline Struktur, Traum des nationalen ebenso wie der verschiedenen Spielarten des internationalen Sozialismus: Man begegnet dem auch in diesem Märchen, nur im Kleinen und vom Pol der Familie aus. Gleichzeitig ist die Familie so ausgedünnt und auf das Drama einer einzigen, destruktiven Zweierbeziehung reduziert, dass man ebenso gut sagen kann: Was hier gezeigt wird, ist *Beziehung überhaupt*, Beziehung in einer erkrankten Welt, der alle Freundlichkeit und Nähe abhandengekommen ist. Von diesem Nullpunkt aus ist der Weg in die Erziehungsratgeber des Dritten Reichs, der DDR und auch – für einige Jahrzehnte – der BRD nicht weit. »Präsozial« kann auch bedeuten: »deutsch«. [we]

Es ist nur zu deinem Besten

Wenn man am Ende dieses kurzen Märchens angekommen ist, ist man vom Trommelfeuer des Unheils, das Satz für Satz aufeinanderfolgt, derart erschöpft, dass man die zynische Pointe, mit der es aufhört, fast schon ergeben abnickt: die Behauptung nämlich, am Ende nach der erfolgreichen Niederschlagung seines Eigensinns habe es – das Kind – endlich *Ruhe unter der Erde*. Es ist aber nötig, das auszuformulieren. Es wird so getan, als sei der Eigensinn etwas, wodurch sich das Kind selbst Schaden zufüge. Der Arm, der aus dem Grab herausreicht, sei »selbstschädigendes Ver-

halten«. Deswegen tue man gut daran, dem Einhalt zu gebieten, um das Kind vor künftigem Schaden zu bewahren. Kindliche Tyrannen, so heißt es in vielen Erziehungsratgebern, hätten es später schwer im Leben. Man tue gut daran, zu handeln, ehe es zu spät sei. Am Ende schütze man sie nur vor sich selbst. Für einen Klaps zur rechten Zeit werde das Kind später dankbar sein. Nach dieser Logik ist der Schluss unseres Märchens gebaut. Nein, die Mutter tut es nicht gern, aber sie »muss« sich zum Wohle des Kindes selbst überwinden, zum Grabe gehen und im Interesse des Kindes *mit der Ruthe aufs Ärmchen schlagen*. Dann werde das Kind künftig *in Ruhe* leben können (unter der Erde zwar, aber immerhin), eine tot-lebendige Stütze der Gesellschaft, am Ende nicht mehr unterscheidbar von der Mutter und den anderen Namenlosen, die es geboren und begraben. [we]

Nichts ist, wie es sein soll

In diesem Märchen ist alles einfach und nichts ist gut. Ein Kind stirbt an seinem Eigensinn, so behauptet es die Erzählung. Es widersetzt sich der mütterlichen Autorität, der liebe Gott lässt es zur Strafe krank werden, ärztliche Hilfe kann nicht retten, wo die mütterlich-göttliche Ordnung bedroht wäre, das Kind wird beerdigt. So weit, so übersichtlich.

Doch dann geschieht das Unerhörte: Aus seinem Grab reckt sich ein Ärmchen, und für einen kurzen, glücklichen Moment haben wir die Hoffnung, dass es nun doch noch gut ausgehen könnte. Wie es die Mitmenschlichkeit gebietet, werden die anonymen Totengräber nun alles daransetzen, das Kind aus der Erde und ins Leben zurückzuholen, wo es – so viel Märchen muss sein – künftig seinem Eigensinn entsagen und stattdessen geläutert und tugendhaft seiner Mutter ein gehorsames Kind und dem lieben Gott ein Wohlgefallen sein wird. Oder es wird sich, in der progressiven Variante der 1970er-Jahre, alles aufklären: Die Mutter wird entdecken, dass das Kind in Wahrheit nicht eigensinnig ist, nie eigensinnig war, jedenfalls nicht auf schlechte Weise, sondern originell, hartnä-

ckig, begabt – was auch immer, jedenfalls unendlich liebenswert. Sie wird ihren Fehler unter Tränen eingestehen, das Kind liebevoll in die Arme schließen, und beide werden glücklich leben bis an ihr Ende. Die natürliche Ordnung ist wiederhergestellt, Gnade und Humanität sind wieder in ihr Recht gesetzt.

Doch hier kommt es anders. Das Märchen schert sich nicht um die »natürliche Ordnung«, nicht um Gnade und Humanität. Das lebendig begrabene Kind wird nicht ausgegraben und gerettet; die, die es begraben, schütten im Gegenteil nun noch mehr Erde auf das Kind. Was Peripetie hätte sein können, ist nicht mehr als ein retardierendes Moment. Die Mutter kommt und schlägt mit der Rute darauf. Das Ärmchen zieht sich hinein, dann ist jede menschliche Regung besiegt, das Problem gelöst, das Kind tot. Endlich Ruhe.

Und doch. Dennoch steht dieser kurze Hoffnungsschimmer ja nicht zufällig in der Mitte des Märchens; er ist das geheime Zentrum, um das sich alles dreht: die Idee, dass es so, wie es ist, nicht bleiben muss, nicht mit dem Kind, nicht mit dem ganzen Rest. Dass es anders kommen könnte, dass doch noch alles gut wird. Es ist die Vorstellung, die misshandelte und vernachlässigte Kinder am Leben erhält, Menschen unter desaströsen Umständen weiterleben lässt, die es uns ermöglicht weiterzumachen, auch wenn die Dinge faktisch aussichtslos scheinen. Das ist das eminent Politische, ja Revolutionäre in der Poetik dieses Textes, in dem von gesellschaftlicher Ausbeutung und Ungleichheit, von Rechtsextremismus, vom Klimawandel und dem Aussterben der Arten nicht die Rede ist: dass er das, was ist, ohne jede Beschönigung zeigt *und* neue Sichtweisen auf das Bestehende eröffnet, dass er die Dinge in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit präsentiert *und* mit jeder neuen Lektüre in Bewegung geraten lässt, so dass, was gerade noch eindeutig, unverrückbar und unveränderlich schien, plötzlich zur Kenntlichkeit entstellt und das heißt: als der Veränderung bedürftig sichtbar gemacht wird.

Das erinnert nicht zufällig an Brecht und dessen Vorstellung davon, was ein gutes Theaterstück zu leisten imstande sein muss: uns eine Haltung abzuverlangen. Das Märchen eröffnet damit neue Perspektiven, nicht

nur auf sich selbst und die Welt, sondern auch auf uns: Es appelliert an *unseren* Eigensinn, an unsere kindlich-verschüttete Fähigkeit, den Dingen einen eigenen Sinn zu geben, das Vorgegebene nicht zu schlucken, sondern zu hinterfragen, unsere eigenen Bedürfnisse und Notwendigkeiten, unsere Zweifel, Sehnsüchte, Ängste und Nachdenklichkeiten ernst zu nehmen und dem, was ist, entgegenzusetzen. Das ist eine Haltung, die nicht deshalb falsch oder irgendwie obsolet geworden wäre, weil Wutbürger, Querdenkerinnen und neue Nazis sie neuerdings ebenfalls für sich in Anspruch nehmen, im Gegenteil. Wir kommen auf die Unterschiede zurück. [kn]

Ungerührt

Was mich am Märchen vom eigensinnigen Kind, je öfter ich es lese, umso mehr fasziniert, ist seine Ungerührtheit. Kein Wort scheint darin zu viel, keines zu wenig; jedes hat seinen Platz; als habe die Überlieferung es glatt geschliffen, prallen die Deutungen an ihm ab wie Kieselsteine, mit denen man einen Granitfelsen bewirft. Es ist uralte und alterslos, wie manche Gebirgsformationen es sind; Landschaften, die man durchstreifen, aber nie wirklich begreifen kann, an denen man sich gehend, schwitzend, keuchend abarbeitet und sich selbst begegnet, während man immer wieder etwas anderes sieht. Sie selbst verändern sich nicht dabei, sie sind der Widerstand, der einen zwingt, eigene Wege zu gehen. Immer wieder.

Liest man den Text zum ersten Mal, so tut man dies auf eine vertrauensvolle, gleichsam naive Weise. Der von den Brüdern Grimm eingesetzte Titel gibt dem Verständnis die Richtung vor: Es geht um ein eigensinniges Kind, das nicht tut, was seine Mutter haben will. Das missfällt dem lieben Gott, und er lässt es krank werden. Das Kind stirbt und wird begraben. Was das Märchen nicht erzählt – und es ist ja ein kurzes Märchen –, ergänzen wir, weil Lesen, weil Verstehen eben so funktioniert; es wird ja nie alles gesagt, also füllen wir die Lücken auf Basis dessen, was normal für